

NÉHÉMY PIERRE-DAHOMEY
DIE ZURÜCKGEKEHRTEN
ROMAN

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
ÜBERSETZT
VON LENA MÜLLER

EDITION NAUTILUS

I. Anlandungen

1

Tapfer und zielstrebig beschritt Belli diesen Pfad, leicht wie ein Kreuzweg. Der Abend kam. Er brachte einen kugelrunden Mond und Wind mit, der seine Böen gegen die sich stapelnden Viertel der Stadt warf. Eine schmale Straße aus Lehm war zu sehen, die wie eine Klinge durch die Reihen aus löchrigen Dächern, rostigem Blech und morschem Holz mit krummen Nägeln schnitt, dazwischen hier und da ein sumpfiger Tümpel, wie nur das suburbane Leben in den Tropen sie hervorbringen kann, eine Brutstätte immer neuer Bakterienstämme. Von Nahem waren außerdem das Handtuch in Bellis Armen, der Kissenbezug über ihrer Schulter und die Vergangenheit in ihren Augen zu erkennen. Ins Handtuch war ihre jüngste Tochter gewickelt, während hinter ihr ein blasser, magerer Junge lief, ein pubertierender Lulatsch, traurig und verpickelt, ihr ältester Sohn. Sie fühlte sich als Zuschauerin ihres eigenen Irrwegs, als sei sie ihn mit jeder Faser ihres Körpers schon einmal gegangen und dazu verdammt, ihn auf ewig zu gehen. Wäre nicht der Hexenschuss gewesen, dieser erbarmungslose Schmerz, der sie in den entscheidenden Momenten traf, hätte Belli ihren Irrweg für unwirklich halten können.

Sie wusste, wohin ein Hexenschuss, ein Vollmond und der Lauf des Schicksals führen konnten. Aus gutem Grund: Wie es die Vergangenheit in ihren Augen erzählte, hatte sie zehn Jahre zuvor, der Macht des Absurden nachgebend, ihren zweiten Sohn bei einer geheimen Überfahrt auf hoher See über Bord geworfen. Im Herbst

neunzehnhundertsiebenundachtzig hatte Belli bei der letzten Fahrt des Seemanns Frère Fanon zu Floridas schönen Stränden eingeschifft. Das Boot war ein aus Eichen- oder Ulmenplanken zusammengezimmerter Segler, zwölf Meter lang und nicht eben brandneu. Trotzdem lud es bei der Gelegenheit Männer, Frauen und Kinder, schaufelweise Träume und Kohlesäcke, um auf den Bahamas, die es auf der breiten Passage nördlich der Inselgruppe bei Wind und Wetter umsegeln musste, keinen Verdacht zu erregen.

Ehrlich gesagt war Frère Fanon eher ein kleiner Küstenschiffer als ein großer Hochseekapitän. Er lebte von wöchentlichen Transportfahrten von Port-au-Prince zu den abgelegenen Küsten von Grand'Anse. Auf dem Hin- und Rückweg nahm er Menschen und Waren auf, half beim Entladen großer Schiffe und steuerte unterwegs winzige, auf keiner Karte verzeichnete Häfen an, wie es Kundschaft und Geheimhaltung eben erforderten. Dank dieser bescheidenen Stellung, die ihm nicht abträglich war, wagte er sich nach und nach die gesamte Küste des karibischen Meers entlang. Er kannte die Passagen im Norden fast so gut wie die Routen aller östlichen und westlichen Längengrade, zu denen er auch die einträglichen Überfahrten von den Turks Islands nach Nassau und weiter nach Grand Bahama zählte. Er konnte sich rühmen, mehr als einmal an Floridas Küsten angelegt und sie in weniger schwierigen Zeiten mit ein paar Dutzend Migranten bevölkert zu haben.

Bei dieser einzigen großen Überfahrt des Jahres, die, wäre es nach Frère Fanon gegangen, unbeschwert und diskret verlaufen wäre, war er letztlich mit vierzig Personen, darunter zwei Kindern, in See gestochen. Alle wollten sie weg, überzeugt und überzeugend streckten sie ihm ihr Elend und das Geld für die Überfahrt entgegen. Der sogenannte Kapitän hätte sie gerne umgestimmt, zögerte

mehrere Tage und führte das schlechte Wetter, die *Coast Guards* und den politischen Kontext an. Er versuchte sogar, den Pöbel mit einer weiteren letzten Überfahrt zu ködern, falls er sich ein paar Monate gedulden würde. Aber da hatte er die Gerüchteküche unterschätzt. Die Meldung, dass die *Agwéton*, Kapitän Frère Fanons Segelboot, an Altersschwäche litt und ihr letztes Abenteuer plante, war die Bucht entlanggewandert und über den schmutzigen Sand, den maroden Hafen und die Baracken gekrochen. Solange er anwesend und verfügbar war, konnten die Elenden sicher sein fortzukommen, also blieben sie. Jetzt, wo es hieß, dass er sich aufs Altenteil zurückziehen und nicht länger den Heiligen Petrus des irdischen Paradieses geben würde, wollten alle ihr Glück versuchen: ihre Seele in Gottes Hand und ihr Leib den fernen Küsten entgegen.

Nach langwierigen Verhandlungen, Bieterwettstreiten, Absagen und Neuverhandlungen hatte Frère Fanon die Meute der Flüchtlinge verkleinert, und die *Agwéton* konnte in See stechen. Belli, ihr zweiter Sohn Nathan, knapp zwei Jahre alt, und ihre Tante Sylvia konnten an Bord gehen. Drei Tage später geriet das Boot, von Gegenwind und Wellen gebeutelt, außer Kontrolle. Die Bordwand schlingerte so sehr, dass man hätte meinen können, das Boot sei aus Wachs. Was nicht weiter schlimm gewesen wäre, hätte sich die Takelage nicht selbstständig gemacht, die Taue gelöst, Segel um Segel gerefft und mit einem wahnwitzigen Knirschen unter dem eigenen Gewicht nachgegeben, es war der Anfang vom Ende. Im Rumpf der *Agwéton* konnte man bereits schwimmen, während allein die Brücke noch tat, als würde sie standhalten. Die peitschenden Wellen und der Kontrast, den sie zum trockenen, reglosen Mond bildeten, machten es nicht besser, sondern verstärkten die traumartige Atmosphäre der Szenerie noch.

Die Panik an Bord hatte mit den Wehklagen eingesetzt, mit einer Art Seufzer, der noch aufs Innigste mit einer zerbrechlichen Hoffnung verbunden war. Aber nach dem ersten Schrei, der von niemandem zu kommen schien, hatten alle wie auf ein Zeichen hin begonnen, Beschwörungen zu murmeln, in der offensichtlichen Überzeugung, dass ihre Überlebenschancen von der Intensität ihrer Bitten abhingen. Im tiefsten Unwetter schien es Belli, als ob die Nacht endlos sei und der Wind sie windelweich prügeln wolle. Trotzdem legte sie eine gewisse entrückte Ruhe an den Tag, aus der Ferne hörte sie die Gesänge und Schreie, ihre eigenen erstickten Klagen, die im Widerhall der Stimmen untergingen. In einem Akt des Friedens wollte Belli gerade die Lider schließen, als sie wieder ins Gedränge geriet und ihr ein stechender Schmerz in den Rücken fuhr. Mit wiedererwachtem Kampfeswillen band sie sich Nathan mit ihrer Decke vor den Körper und klammerte sich so gut sie konnte an das, was vom zweiten Mast der *Agwéton* noch übrig war.

Frère Fanon seinerseits war keine große Hilfe. Er brüllte seinen nicht vorhandenen Matrosen Befehle zu, schimpfte wegen des Schiffbruchs und der Kohlesäcke. Natürlich hatte er bemerkt, dass Menschen über Bord gegangen, vom lauen Wasser geschluckt worden waren, aber er versuchte, sich einen Weg durch das allgemeine Geheule zu bahnen, zu retten und zu beruhigen, schwerelos, ohne den Boden zu berühren. In einem Augenblick der Stille, schließlich gab es auch in diesem Tumult Atempausen, hörte er die Schreie einer jungen Frau, die ihr Kind suchte. Es war nicht Belli, sondern Marine, neunzehn Jahre alt, die ihre Tochter seit Beginn des Wettereinbruchs nicht mehr gesehen hatte. Schnell war allen klar, dass das Kind längst auf dem Grund des Meeres liegen musste, und dieses kurze Innehalten verfestigte die

Gewissheit über den bevorstehenden Tod. Es kehrte etwas Ruhe ein, weil nun jedes Wort das letzte sein konnte; das Salzwasser hingegen setzte seine Angriffe unvermindert fort.

Belli konnte die Schmerzen im Rücken nicht länger ertragen. Sie nahm Nathan aus der Decke, presste ihn mit dem linken Arm an sich, während sie sich mit dem rechten weiter an den Mast klammerte. Die Situation wurde unerträglich, und Belli verstand mit einer gewissen Gleichmut, dass unter diesen Umständen weder der Junge noch sie überleben würde. Entschlossen ließ sie den Mast los und wankte, den Hindernissen ausweichend, nach Steuerbord, ohne die Augen von ihrem Sohn zu wenden, der reglos in ihren Armen lag. Frère Fanon wandte sich ab, um das Elend nicht mitansehen zu müssen. Aber ihm blieb der Anblick einer Mutter nicht erspart, die ihr Kind ins Meer wirft und die nasse Decke zurückbehält, federleicht im Angesicht des Todes. Nur wenig später beruhigte sich das Meer, der Schiffbruch blieb aus. Die Überreste der *Agwéton* trieben in einer Stille aus Ungewissheit ab, bis die *Coast Guards* die Überlebenden bargen. Einer Logik folgend, die allein sie kannten, nahmen sie zwei oder drei Illegale als Exilanten auf, unter ihnen Sylvia, Bellis Tante. Die anderen wurden ohne gerichtliche Verhandlung weniger als eine Woche nach ihrer Irrfahrt in den maroden Hafen von Cité Soleil, Haiti, ausgewiesen, achtzehn Grad nördlicher Breite, zweiundsiebzig Grad westlicher Länge.

Jetzt, den gescheiterten Schiffbruch in den Augen, allein auf der schmalen Straße von Les-Miracles, einer entlegenen Ecke von Cité Soleil, unterschied Belli nicht mehr zwischen Traum, Erinnerung und Wahn. Sie ließ ihr Schicksal und ihren Schmerz hinter sich, ganz die kämpferische Belliqueuse Louissant, entschlossen, es besser zu

machen in der besten aller Welten mit dem Mann ihres Lebens.

Der Auserwählte hörte auf den Namen Sobner Saint-Juste alias Nènè. Er lebte allein in Les-Miracles, wo er für drei Dinge bekannt war: Alkohol, Frauen und sein handwerkliches Können als Tischler. Außerdem galten er und Belli als Traumpaar, und zu Recht: Bei jeder größeren Verfehlung verprügelte ihn seine Liebste und fing sich ihrerseits ein paar, sobald sie über die Stränge schlug. So sah ihr Leben aus, als sie im selben Viertel wohnten, Belli bei ihrer Mutter und Sobner in ihrem Kopf. Die wenigen Nachbarn, die versuchten, diesem gegenseitigen Massaker Einhalt zu gebieten, zogen die Wut beider Seiten auf sich und konnten nur kapitulieren und sich entschuldigen.

Nènès Liebe und Hingabe für Belli stammten aus der Zeit, als er ihr auf seiner Werkbank auf Gedeih und Verderb die Unschuld genommen hatte. Ihr Altersunterschied wurde meist falsch herum geschätzt. Nach fünfzehn turbulenten Jahren schien Belli um einiges älter, als sie sich nun auf den Weg zu ihm machte, damit er seinen männlichen Pflichten nachkäme, ihr ein Dach über dem Kopf zu beschaffen, ihr und den drei gemeinsamen Kindern: Fedner, dem ältesten Sohn, Marline, bei diesem Anlass nicht zugegen, und der Letztgeborenen, schon zu groß für das Handtuch, in das sie gehüllt war.

Nènè war in der Werkstatt beschäftigt, als Belli Punkt vier eintraf, mit dem Säugling, Fedner und seiner Akne, einem Kissenbezug voll Schmutzwäsche und einem lakonischen Ausdruck im Gesicht. Das genügte ihm, um zu erraten, dass es zwischen Belli und ihrem Stiefvater einen heftigen Streit gegeben haben musste. Mit einunddreißig Jahren hatte sie also ein für alle Mal beschlossen, das elterliche Heim zu verlassen und zu ihrem Mann zu gehen, der ihr ein Haus auf das Grundstück bauen würde, das sie

mit ihrem Sohn bezahlt hatte, als sie ihn auf der katastrophalen Expedition ins Eden auf der anderen Seite der Wellen ins Meer geworfen hatte.

In Wahrheit war Belli in dieser Phase ihrer undurchsichtigen Vergangenheit nicht einmal, sondern zweimal durch die Hölle gegangen. Es hatte die fehlgeschlagene Überfahrt, aber auch die stürmischen, geradezu biblischen Prügel gegeben, die Nènè ihr verpasst hatte, weil sie ihr Kind dem Meer überlassen hatte. Angesichts der Gewalt der Schläge und der heftigen Zärtlichkeit des Aktes hatte sie geschworen, das Segelboot nicht mehr zu besteigen. Bei der Gelegenheit hatten sie sich auch auf einen strengen Verhaltenskodex geeinigt, der vorsah, dass alles, was sie beide betraf, ihrer beiderseitigen Zustimmung bedurfte, und dass ihre Kinder zukünftig Priorität haben würden. Unter diesen Umständen hatte Nènè die offizielle Erlaubnis erhalten, alle Kinder anzuerkennen, die er mit anderen Frauen haben würde. Belli hatte im Gegenzug die mündliche Zusage erwirkt, dass die Nebenbuhlerin mindestens drei Viertel weit weg wohnen würde und dass ihre eigenen Kinder, im Falle eines Zusammenlebens, nie die Reste essen oder die alten Kleider der anderen würden auftragen müssen, ob diese nun älter waren oder nicht.

Als Belliqueuse Louissaint ihre Aufwartung machte, gab Nènè, verschwitzt und oberkörperfrei über seine Werkbank gebeugt, gerade einem Türrahmen den letzten Schliff. Nachdem er sich einen Überblick verschafft hatte, legte er Feile, Handschuhe und Stemmeisen beiseite, wandte sich wortlos um und schob Belli einen Stuhl hin. Dann schlüpfte er in die Kammer hinter der Werkstatt, nahm ein Hemd vom Haken und zog es sich über den schweißnassen Rücken. Mit einer solchen Ruhe, dass Belli angesichts der wortkargen Entschlossenheit ihres Mannes nur freudig staunen konnte: Ohne

sich mit Fragen aufzuhalten, nahm Nènè die Dinge in die Hand und bedachte sie mit einem fürsorglichen Schweigen, das so etwas wie Glück verströmte. Sogar die Kinder spürten die Bedeutung des Augenblicks. Dann gingen sie zu viert los, Nènè, Fedner und die Mutter mit ihrer Jüngsten im Arm. Auf dem Weg sammelten sie zwei Jungen mit identischen Körpern ein. Es waren die Zwillinge John und Johnky, Sobners leibliche Söhne, die Belliqueuse einst aus Liebe adoptiert hatte. Die Schar setzte ihren Weg fort und kam nach drei epischen Stunden am späten Abend an einem gesichtslosen Ort an.

Obwohl ihr das Grundstück rechtmäßig gehörte, seit der Bürgermeister entschieden hatte, allen Überlebenden des Beinahe-Schiffbruchs ein Stück Land zuzuteilen, hatte Belli noch nie einen Fuß in dieses Niemandland gesetzt. Maître Pierre Durose, der Anwalt, der sich der Sache angenommen hatte, hatte das Gericht überzeugen können, dass diese Schiffbrüchigen die Elendsten und Ärmsten aus der Bevölkerung seien und der Staat ihr Recht auf angemessenen Wohnraum und Nahrung wahren müsse. Außerdem hatte ein anderer Anwalt, in diesem Fall Maître Jean-François Claudel-Pierre, Bürgermeister von Cité Soleil, feierlich verkündet, dass die Wiederansiedelung dieser »Überlebenden« mit der unparteiischen Verteilung von Besitzurkunden eingeleitet worden war, in Anbetracht der Tatsache, in Erwägung dessen, etc., etc. Da es der Gemeinde an freiem Wohnraum fehlte, hatte er sich mit ein paar geländetauglichen Landvermessern einen unbewohnten, weil unbewohnbaren Landstrich im Südwesten der Ebene Cul-de-sac unter den Nagel gerissen. Die weniger Naiven unter den Begünstigten hatten sich, ohne auf die Häuser zu warten, die niemals errichtet worden waren, als Erste in dieser Sackgassen-Ebene niedergelassen.

Die Siedler der zweiten Welle waren ihnen auf dem Fuße gefolgt. So hatte sich die Savanne in ein Viertel verwandelt, das den Namen der Zurückgekehrten trug: Rapatriés.

Bei ihrer Ankunft in Rapatriés suchte Belli vergebens nach etwas, was einem Haus ähnelte. Nènè, der die Gegend gut kannte, weil er den Anteil seiner Frau persönlich sichergestellt hatte, bemühte sich, die Bestürzung zu verbergen, die ihn beim Betreten des Viertels stets überkam. Von diesem Abend an lebte Belliqueuse Louissant klag- und fraglos in Rapatriés, mit all der Courage, die ihr Mann von ihr kannte.

»Wenn ich mich hier schlafen lege«, gab sie allerdings zu, »geschieht es in der Hoffnung, dass wir eines Tages ein echtes Haus haben werden. So wirst du beweisen, dass du Verantwortung für Frau und Kinder übernehmen kannst.«

Dieser eigentlich einfache Satz wirkte auf Nènè wie eine fürchterliche Drohung, weil er sich noch gut an die Zeit erinnerte, als er Belli kein Haar gekrümmt hätte und allein hatte einstecken müssen: Sobner Saint-Juste nahm die Launen seiner Frau sehr ernst. Mit Belliqueuse Louis-saint war bei wichtigen Angelegenheiten nicht zu spaßen, und sie beklagte sich nie. Sie hatte dem Schmerz von Kindesbeinen an in die Augen geschaut, und wenn es einen Mann auf der Welt gab, der verstand, was das bedeutete, war es Nènè.

An dem Tag, als Belli ihm ihre Unschuld schenkte, hatte er sich in seine Werkstatt geflüchtet und geglaubt, dort vor dem jungen Mädchen in Sicherheit zu sein. Er hatte sich geirrt. Belli schlich mit einem dünnen, fast durchsichtigen Hemdchen über ihren nackten, sechzehnjährigen Brüsten und einem Rock, der ihr nicht über die Knie reichte, in seiner Nähe herum. Sie wusste, dass sich Nènè nicht länger verweigern würde, sobald sie ihr Oberteil

abstreifen würde und sich ihre Lippen berührt hätten. Tatsächlich war Nènè, als sie sich ohne Höschen auf der Werkbank räkelte, im Handumdrehen durch die massive Tür aus Eichenholz geschlüpft und bei ihr gewesen. Sie verzichtete auf das rituelle Stöhnen, biss bloß die Zähne zusammen und zerkratzte Nènè mit ihren scharfen Nägeln den Rücken. Diese Mischung aus tiefem Schmerz und höchster Ekstase hinterließ bei dem Mann Spuren: Viele Jahre konnte er nur zum Orgasmus kommen, wenn eine Frau ihm die Haut aufriss oder ihn auf andere Art quälte. Und so war er gezwungen, über drei Jahre nur mit Belli den Höhepunkt zu erreichen. Diese wiederum gewöhnte sich an, ihn zu misshandeln und ihn im Privaten wie in der Öffentlichkeit zu schlagen, vor allem, wenn er betrunken war.

Bellis Kindsmord bot Nènè die Gelegenheit, sich seinen Anteil an der großen Liebe zu sichern, also überwand er seinen Schock und teilte unter Tränen so großzügig aus, dass man hätte meinen können, er wolle auch seinem Leben ein Ende setzen, wenn er mit seiner Frau erst fertig wäre. Es war das einzige Mal, dass er Belli weinen sah. Ohne den geringsten Widerstand zu leisten, flehte sie ihn an aufzuhören.

2

Ein schnörkelloser Tisch aus Mahagoni, eine Art Bett hinter einem Trennvorhang, ein Geschirrregal aus Eisen, das sich mehr schlecht als recht auf den Beinen hielt und das auf seinen Knochen eine schmutzige Wanne mit fünf Tellern, ein paar Löffeln, drei Bechern und einem Eimer trug: Das waren die Annehmlichkeiten des neuen Zuhauses. Nicht zu vergessen der benutzte Nachttopf, der Belli einen vergangenen Damenbesuch anzeigte. Trotzdem richtete sie sich ohne Murren und Klagen ein, mit dem bisschen Wäsche, den Jungen und ihrer jüngsten Tochter, acht Monate alt und noch immer ohne Namen. Der Wunsch, sich von der großen Wanderung zu erholen, war stärker als alles andere.

Es war Nènè gewesen, der sie in diese wüstenartige Ebene geführt hatte. Sie gehörten zur zweiten Welle der Siedler. Das neue Viertel besaß weder Straße noch Zufahrtsweg, sodass Sobner Saint-Juste ihnen einen Weg durch die Kakteen, Kandelaber und andere Wildgewächse bahnen, die größten Hindernisse fällen und sein buntes Hemd an einem Ast hissen musste, um seiner Liebsten und den vier Kindern im Licht des Mondes die Orientierung zu erleichtern.

Als sich die Familie in dieser fremden Welt eingerichtet hatte, genauer gesagt, als die Jüngste im Bett an der Wand und Fedner und die Zwillinge John und Johnky auf einer Matte neben dem Tisch Platz gefunden hatten, wagte Nènè den Versuch und erklärte, wo Streichhölzer, Kerzen und Wasser zu finden waren. Kurz, er bereitete seinen Abgang vor und wollte sie in dieser unerforschten Umgebung sich selbst überlassen.

Nènè war ein Mann, den die Rastlosigkeit überkam wie ein Fieber. Er konnte nicht still sitzen. Er war ein Schmetterling. Von Geburt an. Er hätte sie dort zurückgelassen, hätte seinen großen Körper durch die Nacht geschoben und sich an seiner Einsamkeit und am Alkohol berauscht, wenn Belli ihn nicht mit einem ihrer Blicke, die eine leere Flasche zerspringen lassen konnten, davon abgehalten hätte. Also legte er die Streichhölzer auf den Tisch, zog seine Schuhe aus und kroch, ohne sich auszukleiden, ohne ein Wort, zu dem Säugling ins Bett. Es war einer der wenigen Abende, an dem er sich durch und durch als der Familienvater fühlte, der er niemals gewesen war.

Ihre Tochter Marline, die ihren so sanften wie sicheren Tod schon in sich trug, war bei diesem Anlass nicht bei ihnen und weckte allein durch ihre Abwesenheit Sobners Vaterinstinkt. Er stellte keine Fragen und glaubte fest daran, dass er sie gleich am nächsten Tag abholen würde. Mit John und Johnky, Nènès unehelichen Söhnen in Bellis Obhut, wären sie zu siebt in dem winzigen Zimmer in Rapatriés gewesen.

Auch Belli wollte ihre mütterliche Seite hervorheben und ihren gesamten Nachwuchs versorgen. Bis zu diesem Tag war sie das Gefühl nicht losgeworden, trotz ihrer beachtlichen Anstrengungen ein Kind unter Kindern zu sein. Vor allem wegen Père Adrien, ihres Stiefvaters, der ihr und den Kindern gern drohte. Wenn man seinemerede Glauben schenkte, drohten ihnen allen ständig Prügel, trotz einer protestierenden Belli, die ihn unermüdlich daran erinnerte, dass sie längst erwachsen war und auf eigenen Füßen stand. Dass sie niemandem zur Last fiel außer ihrer Mutter, schließlich hatte sie einen Mann, der für seine Kinder sorgte. Père Adrien war nicht umzustimmen.

Bis er eines Abends, als Belli seiner Ansicht nach zu lange draußen gewesen war, zu unchristlicher Zeit, wie er sagte, recht entschlossen versuchte, sie mit seinem breiten Gürtel aus gegerbtem Leder zu schlagen. Aber er hatte die Rechnung ohne die tapfere Belli gemacht, die ihm den Gürtel aus der Hand riss, ihm ein gutes Dutzend Hiebe am ganzen Körper zufügte und dabei schrie, dass ihr Stiefvater sie umbringen wolle, um das Haus ihrer Mutter zu erben. Dieser Vorfall verursachte einen riesigen Skandal auf der Rue A2 in Les-Miracles. Für mindestens drei Wochen war die Straße in die Gegner und die Unterstützer von Belliqueuse Louissaint gespalten. Das schlug sich in den nächtlichen Spielen der Kinder nieder, die durch die Häuser zogen und fragten, wer den Mond und wer die Sonne lieber habe. Wer sich für die Sonne entschied, war auf Bellis Seite, wer für den Mond war, hielt zu Père Adrien. Weil Letzterer nicht Herr des Hauses war und das ganze Viertel wusste, dass er eines Nachts vor irgendeinem Drama in Croix-les-Bouquets nach Les-Miracles geflohen war – und seine Herkunft stolz vor sich her trug –, setzte Belli sich durch. Er wagte es nie wieder, sie oder ihren Erstgeborenen Fedner zu schlagen.

Die Begebenheit spielte Fedner in die Hände, der seinen Stiefgroßvater Droit-de-la-femme, *Dwa-fanm*, Frauenrecht nannte, um sich über ihn lustig zu machen. Ein Begriff, den er von Maître Macédoine hatte, der seine ganze Abendschullehrer-Belesenheit aufgeboten und den Vorfall auf der A2 öffentlich kommentiert hatte, um philosophisch zu beweisen, dass das Schlagen einer Frau, die nach einem nächtlichen Besuch bei ihrem Mann möglicherweise schwanger war, einen Verstoß gegen die Frauenrechte darstelle, zumal, wenn man selbst von einer anderen Frau und Mutter ebendieser Frau abhängig war.

Fedner hatte die Argumentation nicht ganz mitverfolgt. Er griff bloß den Spitznamen auf, um Père Adrien

ins Mark zu treffen. Dieser gab jegliche Prügelpläne auf und versuchte, Belli mit dem Gesundheitszustand ihrer Mutter Georgette zu erpressen. Frauenrecht alias Père Adrien, ließ es sich nicht nehmen, Belli darauf hinzuweisen, dass er allein ihre Mutter und den Haushalt versorgte. Er gab außerdem zu verstehen, dass Georgette trotz ihrer Lähmung und Gebrechlichkeit nicht gänzlich auf die Gesellschaft eines Mannes verzichten wolle.

Belli zweifelte also an ihrer Fähigkeit, einen Haushalt zu führen. Sie wusste, dass Nènè, auch wenn er an diesem Abend geblieben war, eines Tages wieder verschwinden würde. So einen Mann konnte man sich nur vom Hals halten. Für alle Zeiten auf ihn zu zählen war keine gute Idee.

Am ersten Abend in Rapatriés schlief Nènè bei seiner Frau und seinen Kindern. Er träumte den Traum, den er immer träumte, wenn er mit leerem Magen ins Bett ging. Er befand sich auf einem kleinen Kahn, einem von den Wellen geschaukelten Segelboot. Er sah die Hand einer Frau, die ihn zu sich ziehen wollte. Die Frau schien im Traum immer außergewöhnlich groß. Wie eine Erscheinung oder die Herrscherin des Wassers, ein Fleisch gewordener Geist oder ein vertrauter Engel. Am Ende ihres Arms, wo er den Kopf vermutete, sah er einen quadratischen Spiegel. Die Spiegelungen zeigten nacheinander alle Frauen seines Lebens. Beginnend bei Sœur Mireille, seiner Mutter. Dieses Spiegelkabinett endete oft mit Belli, die auf Riflane, die Mutter von John und Johnky, folgte. Nach dem Traum kam stets ein halbwacher Zustand, in dem sich das Zimmer in ein Segelboot verwandelte, das er steuerte. Es ging so weit, dass er manchmal um Hilfe schrie und die ganze Nachbarschaft weckte. Wenn er sich das Bett teilte, riss er die andere Person am Arm, wie um sie zu schützen oder sich zu beruhigen.

Anfangs, als er zwanzig war, beeinträchtigte dieser Traum in all seinen Varianten seine Nachtruhe so sehr, dass Sœur Mireille ihm empfahl, abends vor dem Schlafengehen zu beten. Was er von Herzen gern getan hätte, wenn er nicht angesichts der vielen Verhaltensregeln, die diese Gebete mit sich brachten, erkannt hätte, dass seine Mutter eigentlich von ihm erwartete, ihr in den Protestantismus zu folgen, der sich über das Viertel ausbreitete wie eine neue Mode. Was er ebenfalls von Herzen gern getan hätte, wenn es ihm nicht so schwer gefallen wäre, auf den herben Geruch von Riflane, die damals für seine Mutter den Haushalt besorgte, oder auf eine vielversprechende Zukunft und eine ruhmreiche Vergangenheit zu verzichten, sprich auf die schweren Brüste und den großen Hintern von Belliqueuse Louissaint. Selbst wenn er die wahrlich demiurgische Anstrengung unternommen und den Frauen entsagt hätte, hätte die protestantische Kirche für seinen seit jüngsten Jahren hohen Alkoholkonsum kein Verständnis gehabt. Der Alkohol, das tägliche Bad im Wasser des Lebens, würde ihm zeitlebens helfen, seine traumwandlerischen Nächte durchzustehen.

Als er den obligatorischen Schrei ausstieß, da der Traum früher als sonst zum Ende kam und weder Belli noch die Kinder an seinen unruhigen Schlaf gewöhnt waren, erschrecken sich alle furchtbar und auf unterschiedliche Weise. Drei Kinder antworteten ihm im Chor, eines weinend, zwei andere jammernd und zitternd. Nènè legte seinen Arm fest um Belli und verkündete: »Keine Angst, Frau, ich werde immer bei dir sein, auf unserem untergehenden Schiff.«

Belli ließ sich von diesen im Halbschlaf gemurmelten Worten beruhigen, aber die Kinder waren weniger ver-söhnlich. Mit Bitten, Zärtlichkeiten und Einschüchterungen gelang es, John und Johnky wieder zum Einschlafen zu bewegen. Die Jüngste verlangte gleichzeitig weniger

und mehr. Mehr, weil sie nichts hören wollte, und weniger, weil ein Stück Zucker oder ein Glas kühle Limonade gereicht hätten, um sie zu beruhigen. Was die Eltern nicht zur Hand hatten, wegen der Eile, mit der sie nach Rapa-triés aufgebrochen waren. Schließlich war der Säugling von einem Schluckauf zu erschöpft, um weiter seine spitzen, betörenden Schreie in die Nacht zu schicken, und schlief wieder ein.

Im Morast ihrer häuslichen Gemeinschaft kam das Paar in vielen Punkten überein, außer in der Frage, ob es möglich war, sich im Beisein der Kinder zu lieben. Für Belli durfte man sich in der Nähe der Kinder nicht gehen lassen, auch nicht mit der größtmöglichen Vorsicht oder wenn die Lust an einem nagte. Nènè, der die Sache ganz anders sah, versuchte es trotzdem immer wieder. An jenem Abend nahm er seinen Misserfolg zum Vorwand und erklärte, dass kein gesunder Mann sozusagen hinter dem Rücken seiner Frau schlafen könne, ohne sie zu berühren, und das gelte auch für ihn. Er sah sich also im Recht, die Nächte nicht in der Hütte zu verbringen, bis er in der Lage wäre, sie zu vergrößern, um den Kindern eigene Zimmer einzurichten und der Jüngsten einen Wiegenplatz zu garantieren.

Belli maß diesen Brunftreden keine Bedeutung bei. Das Morgengrauen verjagte die Nacht mit einem Hoffnungsschimmer: das Kind zu wiegen, das immer noch keinen Namen hatte.